

Das Haus zum Römischen Kaiser

Aus meinen Lebenserinnerungen

In einer Vitrine neben meinem Schreibtisch, in der ich bibliophile Kostbarkeiten aufbewahre, liegt ein rötlicher Ziegelbrocken, schwarz verfarbt. Es läßt sich kaum etwas Unansehnlicheres denken, und doch strahlt dieses Trümmerstückchen, das ich im Sommer 1945 aus der trostlosen Ruine eines alten Nürnberger Hauses an mich nahm, unablässig Magie der Erinnerung aus. Es erzählt mir von meiner Kindheit und Jugend, vom Werden und Vergehen meiner Vorfahren, von der unwiederbringlich verschwundenen romantischen Schönheit des alten Nürnbergs. Zwar hat meine Wiege vor mehr als siebenzig Jahren im Herzen Berlins, mitten im brausenden Getümmel der werdenden Weltstadt, gestanden. Aber die Heimat meiner Familie in frühen Tagen mir ans Herz gewachsen, ist Nürnberg, wo im 18. Jahrhundert mein Urgroßvater als Drechslermeister und Bürger der damals noch Freien Reichsstadt sich niedergelassen hatte.

Der Ziegelbrocken führt ein geheimnisvolles Leben, und so erscheint mir zuweilen auf der spiegelnden Scheibe der Vitrine, gleichsam herbeigezaubert durch eine heimliche Laterna Magica, das Bild eines breitbrüstigen alten Hauses mit seinem hohen dreistöckigen Giebel: ein Baudenkmal Alt-Nürnbergs, einstmals „Gasthof zum Römischen Kaiser“. Noch immer ziert seine Vorderfront das schön geschnittene umkränzte Medaillonprofil eines Kaisers des Heiligen Römischen Reiches. Hoch über der Karlstraße, die zur alten Karlsbrücke mit ihren schlanken barocken Pfeilerobelisken führt, liegt das Haus in der Kaiserstraße, die ehemals, bevor die Karolinenstraße ihr den Rang abließ, die Hauptgeschäftsader Nürnbergs gewesen ist. Zur Linken steigt das schmale Kannengäßchen empor, an dessen Eingang, dem „Römischen Kaiser“ gegenüber, das Emblem der Kannenapotheke blinkt.



Ach, allzu bald ist die Bildvision auf der spiegelnden Scheibe verblaßt, und nun weiß ich wieder, daß das altvertraute Haus von den Bombenwürfen und Feuerbränden des Zweiten Weltkriegs bis auf den Grund zerstört worden ist und nur noch in meinen Gedanken fortlebt. Es hatte manche Kriegsnöte überstanden, als mein Großvater es um die Mitte des 19. Jahrhunderts erwarb, um das von ihm zur „Elfenbein-, Meerscham- und Bernsteinwarenfabrik F. G. Behl“ erweiterte Drechslerhandwerk aus dem schwächlichen Häuslein in der Karlstraße darin anzusiedeln. Schon den Dreißigjährigen Krieg hatte es überdauert. Als der Großvater — übrigens nicht zum Vorteil der schönen alten Fassade mit der barocken Umrandung des Eingangs-



tores — die erste moderne Ladeneinrichtung Nürnbergs hier einbauen ließ, fanden die Arbeiter mehrere schwere Säcke voller Münzen aus dem 17. Jahrhundert, die im großen Religionskrieg eingemauert worden waren, und die pergamentenen Urkunden mit reich verschnörkelten Initialen und prachtvollen Wachssiegeln, in Holzkapseln geborgen, die ihm beim Hauskauf ausgehändigt worden waren und an denen ich noch heute meine bibliophile Freude habe, gehen gar bis aufs Jahr 1457 zurück.

Kein Wunder, daß das alte Gebäude, in dem ich seit frühester Kindheit beglückende Ferientage zubringen durfte, einen mystischen Zauber auf mich ausübte: mit seinem hohen düsteren Treppenhaus, dessen breite ausgestretete Stufen geheimnisvoll knarrten, mit den heimeligen Nebenglassen und Falltüren und dem winzigen Hof in der Höhe des ersten Stocks neben der Werkstatt. Das Kind konnte bei Streifzügen hier allerlei Abenteuer erleben und auf Entdeckungen ausgehen. Hieß es doch, daß ein seither vermauerter und wohl längst verfallener Gang unmittelbar zur Nürnberger Burg geführt habe. Die Tradition fränkischer Bürgerkultur wurde von den Großeltern und später von den Brüdern meines Vaters im Behlschen Hause mit seinen vielen kostbaren alten Schränken, Barock- und Empirekommoden und dem schimmernden Zinngerät eifrig gepflegt. Das Unternehmen, in dem zierliche Elfenbeinarbeiten, Meerschampfeifen und Bernsteinspitzen hergestellt wurden, war keine Fabrik im modernen Sinne, sondern ein patriarchalischer Betrieb, der in der Hauswerkstatt eine Schar kunstfertiger Handwerker, vor allem Elfenbeinschnitzer, beschäftigte: eine Arbeitsfamilie, die in der besten Zeit aus etwa zwanzig Köpfen bestand und für deren leibliches Wohl meine Großmutter sorgte. Die Elfenbeinfiguren haben der Firma einen guten Ruf, weit über Nürnberg hinaus, und manche Ausstellungsmedaille eingebracht. Besonders die Europa bereisenden Amerikaner hatten eine Vorliebe dafür, und ich entsinne mich noch der vielen elfenbeinernen Gestalten aus Wagneroperen, die eine große Anziehungskraft auf Bayreuthpilger ausübten. Zahllose Lohengrins, Parsifals, Tannhäuser und Siegfriede sind damals über den „Großen Teich“ nach den USA ausgewandert.

Der Großvater ist ein Patriarch alten Stils gewesen, der hausväterlich über dem Ganzen waltete und seine Kunsthandwerker wie Familienmitglieder behandelte. Er war ein mittelgroßer Mann mit klaren blauen Augen und einem offenen Gesicht. Jeden Morgen erhob er sich um die sechste Stunde und wanderte, sommers und winters, bei Dunkelheit mit einer Stalllaterne bewaffnet, um die Stadtmauer und nach Großreuth, wo er sich mit Freunden zum Frühstück traf. Pünktlich um einhalb neun Uhr erschien er daheim zum zweiten Frühstück, das er mit einer Andacht am Familientisch einleitete. Wehe, wenn einer da nicht rechtzeitig zur Stelle war oder nicht aufmerksam seiner Andachtsübung folgte! Mein Vetter hat sich einmal durch Lachen eine gewaltige Ohrfeige zugezogen. Er konnte als achtjähriger Knabe seine Heiterkeit nicht unterdrücken, als er sah, wie ein großer brauner Schnupftabakstropfen an der großväterlichen Nasenspitze hin und her pendelte und in das Gebetbuch niederfallen wollte.

Ein treuer Bürger Nürnbergs und eine bis ins hohe Alter — er ist bald nach seinem 80. Geburtstag gestorben — allbekannte Persönlichkeit ist der Großvater gewesen. Als Naturfreund hat er die Anregung für die schönen Schmausenbuckanlagen in der näheren Umgebung seiner Vaterstadt gegeben und in den achtziger Jahren das Unternehmen tatkräftig gefördert. Er trug sich stets wie ein Geistlicher mit hochgeschlossener Weste, sodaß oft, wenn er spazieren ging, Kinder auf ihn zukamen und ihm die Hand geben wollten. Ich selbst bewahre nur eine kleine Erinnerung an ihn: als ich dreijährig mit meinen Eltern zum ersten Mal in das alte Haus zum „Römischen Kaiser“ kam, nahm mich der Großvater auf den Schoß und versetzte mir mit seinem hartstoppelpigen Gesicht einen schmerzhaften Kuß. Sein Geist aber waltete weiter in dem ehrwürdigen Gebäude, das in seiner letzten Form seine Schöpfung gewesen ist, und die Erzählungen meines Vaters belebten es in meiner Phantasie. Besonders eines Tages aus seiner Kindheit hat der Vater sich immer wieder erinnert, als die Königin Marie, Gattin Maximilians II., mit ihren beiden bildschönen prinzlischen Söhnen, den späteren unglücklichen Königen Ludwig und Otto, der Firma einen Besuch abstattete. Wie Märchenercheinungen staunte das Kind die beiden Prinzen an, als es zusammen mit seinen kleinen Geschwistern Rosen vor ihnen auf die Treppenstufen streute.

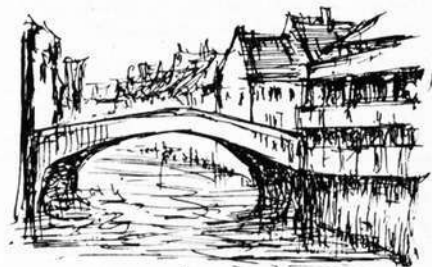
All das wird mir wieder und wieder von der kümmerlichen Ziegelscherbe in meiner Vitrine ins Gedächtnis gerufen, und es ist mir oft, als wanderte ich wie einst durch das alte, nun so grausam verkehrte Nürnberg, wie es mit seinen winkligen Gassen, seinen malerischen Höfen und seinen stolzen Patrizierhäusern zur majestätischen Burg aufstrebte. Nie habe ich wohl so verzauberte Frühlingsstimmungen erlebt wie damals, wenn blühender Rotdorn und Flieder den alten Wallgraben am Frauentor füllten und Nürnbergs wuchtige, zeitengraue Rundtürme wie Vorweltriesen in der Maisonne standen. Lustiger noch als sonst war dann das Tugendbrünnelein anzuschauen, das im Schutz der graziösen Lorenzertürme eine anmutige Architektur aus Erzguß und heiteren Wasserstrahlen immer lebendig dem schauenden Auge schenkte: ein Meisterspiel aus der Blütezeit mittelalterlicher Kunst. Auf dem Obstmarkt hinter der Frauenkirche, die wie eine große köstliche Stutzuhr im Lichte stand, blinzelte mich treuherzig-pfiffig das Gänsemännchen an, und unweit davon war sein Zwillingbruder zu sehen, der Dudelsackpfeifer, dem die Töne in silberhellen, geschmeidig springenden Wasserstrahlen aus seinem Instrumente quollen. Um die Mittagsstunde aber — wie

oft habe ich da erwartungsvoll hinaufgeschaut! — stelzten die sieben Kurfürsten gravitatisch aus dem Uhrgehäuse der Frauenkirche hervor, umkreisten des Römischen Kaisers Majestät und erwiesen ihr eine steife Reverenz. Hans Sachsens Schusterkugel, der Englische Gruß von Veit Stoß, über allem aber das ehrwürdigste Kleinod der alten Stadt, Peter Vischers Sebaldusgrab, dessen reiche und edle Phantastik sich selbst bekrönt mit dem welterlösenden Jesuskinde — alles dies hat, oft erschaut und geliebt, mich der Heimat meiner Familie und dem großen fränkischen Erbe früh und für immer verbunden. In allen Jahreszeiten hat mich Nürnberg beschenkt, im Herbst mit dem süßwürzigen Duft des Hopfens in seinen Gassen und auf seinen Plätzen, im Winter mit dem traulichen Christkindelmarkt und den unvergleichlichen Gebäcken, den Zimmetsternen, Käsezipfele, Anisschnitten, Muskatnüssen und Butterplätzchen, mit den bunten Zinnsoldaten in den ovalen Holzschächtelchen und den Lebkuchen aus Honig und vielem Gewürz unter der glatten, spiegelnden Schale von Zuckerguß mit Schokolade und anderen leckeren Ingredienzien. Das alte Haus in der Kaiserstraße schien von dem Duft all der schönen Dinge erfüllt.

Nichts wohl hat mich tiefer getroffen als im letzten Jahr des Krieges die Nachricht von der Zerstörung der Väterstadt, und ich beschwor den alten Hans Sachs im Geiste, um ihn noch einmal in seiner alten Weis' sprechen zu lassen: die Trauerklage um Nürnberg:

Dein wehrhaft Burg / der Türme Zier
 Zerfraß des Höllenrachens Gier /
 Der sodomitisch Brände spie
 Aufs Kirchdach Sankt Laurentii /
 Viel hohe Häuser / gibelstolz /
 Verkohlten als wie Scheiterholz /
 Wohin mein Aug sich wenden mag /
 Es schauet in den Jüngsten Tag /
 Entfleuch / mein Seel / der Erde stracks /
 Auf Nimmerwiedersehn! Hans Sachs.

Nun ist manches wieder da, was dem Herzen teuer war. Doch vieles verwehte für immer in der Zeit. Das Haus zum „Römischen Kaiser“ ist bislang ein kahler Fleck im neuen Nürnberg geblieben. Seine Vergangenheit aber bewahrt der rauchgeschwärzte Ziegelbrocken in der Vitrine neben meinem Schreibtisch.



Der falsche Herr Erzbischof

Es war wenige Jahre nach dem ersten Weltkrieg. In einem behäbigen dächerbraunen Frankenstädtchen lebten damals ein paar lustige junge Burschen, die durch den Krieg ziemlich keck geworden waren und allerhand Streiche ausführten. Zwei von ihnen gingen auf Freiersfüßen und der eine wollte eine Wirtstochter in Weismain besichtigen, die ihm als passend vertragen worden war. Es sollte also eine Art Brautwerbsreise stattfinden. Um dieselbe recht galant und festlich zu gestalten, bestellten er und sein Freund sich eine hochherrschaftliche Kutsche. Der Besitzer war früher einmal bei einem Baron im Dienst gewesen; er pflegte bei besonderen Gelegenheiten seine alte Uniform anzulegen: schwarze Hose, blauen Rock mit silbernen Knöpfen und einen haarglatten Zylinder. So saß er, lässig die Peitsche führend, auf dem Bock und zeigte eine undurchdringliche Miene. Es war zu erwarten, daß das Auftauchen dieses vornehmen Gefährts viel Eindruck machte.

An einem schönen blauen Junitag zogen also zwei Rappen die Kutsche aus dem Ellertal die Jurastraße hinauf. Der Fahrer schnalzte mit der Peitsche, die Rösser schnoben und ließen in Pausen einen rauchenden Apfel fallen. Im Wageninnern war es dämmrig und lauschig; es roch nach Leder, Lack und muffigem Plüsch.

Die beiden jungen Männer, die sich in den Polstern räkelten, hatten sich in dunkle Anzüge geworfen; sie trugen steife Krägen, Hemdbrüste, Manschetten und eine weiße Schleife.

Als das Fahrzeug die Jurahöhe gewonnen hatte und die Pferde ganz gemächlich dahintrabten, entdeckten unsere Reisenden an einem Kreuzweg eine Schar Buben, die anscheinend auf etwas lauerten und beim Nahen der Kutsche unter großem Geschrei ins Dorf rannten. Was mochte das wohl bedeuten? Der Fahrer zuckte die Achseln, aber plötzlich fiel es ihm ein: „Ja, heut' kommt doch der Herr Erzbischof aus Bamberg zur Firmung nach Schattendorf. Da haben die Leut' sicher ihre Kundschafter ausgeschickt, um die Ankunft Seiner Exzellenz zu melden.“ Und tatsächlich so war es. Die fromme Gemeinde hatte alle Vorbereitungen getroffen, den hohen Gast gebührend zu empfangen. An die Wegbiegung hatten sie die Melder gestellt, die beim Erscheinen der Kutsche Alarm geben sollten.

Und dann klang das Geläut der Kirchenglocken mächtig auf. Der Herr Pfarrer, die Ministranten im gestärkten Röckchen, der Herr Bürgermeister und die Gemeinderäte, der Kriegerverein mit seiner Fahne, sie setzten sich zu einer Empfangsprozession in Bewegung und warteten am Dorfeingang unter einer fichtengeschmückten Triumphpforte auf den hochwürdigen Herrn.

Böllerschüsse dröhnten über die Hochfläche, als das Gefährt auftauchte. Langsam nahte sich die Kutsche mit dem Fahrer im Zylinder und den beiden höchsterstaunten und gespannten Insassen. Nun spielte die Blasmusik aus vollen Backen einen ländlichen Marsch, die Instrumente blitzten in der Sonne und die roten goldbordierten Krügelchen der Ministranten leuchteten.